

Goethes „Faust“ für einen achtjährigen Buben

Mein schönstes Weihnachtsgeschenk

„So blieben Faust und ich bis heute eine verschworene Gemeinschaft“

Rainer Holbe*

Mit acht Jahren kam ich in das vom Krieg zerstörte Frankfurt. Meine Eltern hatten die Flucht aus der russischen Zone über die damals schon geschlossene Grenze gewagt, weil das eine Gegend war, die von den Amerikanern besetzt war. Und wo die Amerikaner waren, gab es CARE-Pakete mit Schokolade für die Kinder und Zigaretten für die Väter. Was für die Mütter drin war, weiß ich nicht. Ich habe nie ein solches Paket von den spendierfreudigen Freunden aus den USA bekommen.

Die meisten Häuser in der Stadt waren zerstört, eine Wohnung schwer zu finden. Also wurden wir im Schifferbunker einquartiert, einem mächtigen Betonklotz ohne Fenster und mit winzigen Zellen, in denen eiserne Stockbetten standen. Auf dem Güterbahnhof besorgten wir uns Kartoffelsäcke, die wir mit Stroh ausstopften und auf die meine Eltern und ich unsere müden Häupter niederlegten. Wenn ich meinen Enkeln von dieser Zeit erzähle, sind sie entsetzt. Dass Großvater jemals so armselig existiert hat, bedauern sie zutiefst.

Es war ein nebliger Novembertag, als wir uns in dem kleinen Dorf in der Altmark auf dem Weg in den Westen machten. Es war ein gefährliches Unterfangen. Volkspolizisten kontrollierten die Straßen, russische Militärpatrouillen tauchten unvermittelt auf. Flucht aus dem Osten Deutschlands wurde mit Gefängnis bestraft. Irgendwie muss ein Schutzengel uns den Weg durch Stacheldraht, vorbei an Militärposten und über gefährliches Moor gebahnt haben.

Wir waren arme Leute

Also landeten wir eines Tages in jenem Bunker, in dem wir – zusammen mit Flüchtlingen aus Schlesien und Vertriebenen aus dem Sudetenland – Aufnahme gefunden hatten. Wir waren arme Leute. Doch wo wir auch hinschauten, anderen Menschen ging es ja ähnlich. Sie hausten in Höhlen unter zerbombten Häusern, nur wenige hatten ein ordentliches Dach über dem



Johann Wolfgang von Goethe im Alter von 50 Jahren. Das Gemälde von Julie von Egloffstein ist im Frankfurter Goethemuseum ausgestellt.

(Fotos: Rainer Holbe)

Kopf. Daran gemessen schien uns die Unterkunft im Bunker geradezu komfortabel. Mein Vater fand schnell Arbeit in einem Architekturbüro, so dass zum ersten Weihnachtsfest im Westen ein wenig Geld in der Kasse klimperte.

Das Christkind sollte ihrem Sohn ein Buch bringen, hatte meine Mutter beschlossen. Ich hätte lieber ein Spielzeugauto gehabt oder einen Baukasten. In der Buchhandlung muss folgender Dialog zwischen meiner Mutter und der Buchhändlerin abgelaufen sein, einer Dame, die offenbar einem geheimen Bildungsauftrag folgte:

„Wie alt ist denn das Kind?“

„Mein Junge ist acht Jahre!“

„Da habe ich etwas Besonderes für ihn: Goethes Faust!“

Und sie überreichte ihr ein kleines Buch, das kaum größer war als eine Schachtel Zigaretten und mit der altmodischen Antiqua-Schrift bedruckt war. In Goldbuchstaben stand „Faust I“ auf dem Einband.

Zugegeben, das Präsent sah ein wenig mickrig aus. Unter den mit Lametta geschmückten Tannenzweigen habe

ich es kaum entdeckt. Doch heute weiß ich, dass es das wertvollste Geschenk war, das ich jemals in meinem Leben bekommen habe.

Ich hatte die beste Mutter der Welt, die wunderbar kochte und buk und den besten böhmischen Schweinebraten der Welt auftrug, doch über Goethe und seinen Faust schien sie nur mangelhaft informiert gewesen zu sein. Mit anderen Worten – sie kannte weder den einen noch den anderen.

Natürlich war ich enttäuscht. Was hätte ich darum gegeben, mit einem roten Schuco-Auto spielen zu können oder wenigstens im „Struwelpeter“ zu blättern.

Nach dem Kindergottesdienst am Weihnachtstag näherte ich mich zögernd einem Werk der Weltliteratur. Wir hatten kein Radio, keinen Plattenspieler und an das Fernsehen war damals nicht zu denken. Also versuchte ich mühsam, die kryptischen Buchstaben zu entziffern: „Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten...“ Was hat der Dichter damit wohl gemeint? Natürlich wusste ich inzwischen um die Existenz des Johann Wolfgang von Goethe. Schließlich sind wir in Frankfurt von diesem Namen geradezu umzingelt: Von der Goethestraße über die Goethe-Universität bis zum Goethe-Turm erinnert alles an den größten Sohn der Stadt, wie er gemeinhin genannt wird.

„Vom Eise befreit...“

Kein Germanist hat mich auf den „Faust“ vorbereitet; niemand hat mir Handlung und Symbolik erklärt. Also stürzte ich mich als achtjähriger Bub frohgemut „ins volle Menschenleben“ und fand Gefallen an dem Text, als ich ihn meinen Eltern laut vortrug. Im Dezember hatte ich das Büchlein bekommen, im Februar – zu meinem neunten Geburtstag – war ich bereits über den Monolog im Studierzimmer hinaus: „Habe nun, acht!“ Und pünktlich zum Osterfest deklamierte ich „Vom Eise befreit sind Strom und Bäche.“ Übrigens genau dort, wo der „Osterspaziergang“ stattfand: auf dem Sachsenhäuser Berg, mit Blick auf die Felder und den ruhig dahin fließenden Main.

Ein knappes Jahr später hatte ich „Faust I“ auswendig gelernt. Ich hatte

schnell begriffen, dass sich bei diesem Theaterstück – wie die Frankfurter sagen – „hinne alles reimt“. Es ist ein einziges, großes Gedicht, eine Tatsache, die das Auswendiglernen erleichtert. Ich gebe zu, dass mich meine gleichaltrigen Freunde bei meinen Bemühungen um Weltliteratur alleine ließen. So blieben Faust und ich bis heute eine verschworene Gemeinschaft.

Irgendwann wollte ich mehr über diesen Herrn Goethe wissen und erfuhr, dass meine Schule nach seiner Mutter – Elisabeth Textor – benannt worden war und dass der Poet im „Großen Hirschgraben“ geboren ist. Das schöne Bürgerhaus war bei einem Bombenangriff zwar völlig zerstört worden, doch man hatte frühzeitig die wertvollen Möbel, Teppiche, Bücher, Gemälde und das feine Porzellan ausgelagert.

Als das Haus – nach langen Querelen im Magistrat – endlich originalgetreu wieder aufgebaut wurde, war das ein unübersehbares Zeichen: Es ging wieder aufwärts. Bei der Einweihung am 10. Mai 1950 hatte sich Klein-Rainer ganz vorne in die Zuschauerreihe gedrängt. Erst erschienen einige amerikanische Offiziere – die Alliierten hatten ihr Scherflein zum Wiederaufbau beigesteuert – und dann unser erster deutscher Bundespräsident Theodor Heuss, den ich bisher nur aus der Wochenschau kannte.

Das Haus am Großen Hirschgraben wurde für mich zur Wallfahrtsstätte. Ich kenne dort jede Diele, weiß um das alte Puppentheater von Johann Wolfgang und seiner Schwester Cornelia und führe noch heute Freunde und Bekannte durch die Zimmer. Ich weiß alles über Goethes Kindheit, als hätte ich sie selbst erlebt. Seine Mutter ist mir genauso vertraut wie meine eigene und seinem Vater begegne ich noch heute mit Respekt.

Das größte Geschenk meines Lebens war der „Faust“, der – gemeinsam mit Dantes „Göttlicher Komödien“ – zur Weltliteratur gehört. Das Werk begleitet mich auf dem Weg zum Greis. In jedem Lebensalter eröffnet es mir eine neue Perspektive. Auf langen Spaziergängen im Grünwald mit meinem Hund „Bobby“ deklamierte ich das „Vorspiel auf dem Theater“, so dass ich annehme, dass mein Begleiter im Hundehimmel auch Goethe zitiert.

In meinen Seminaren für Manager großer Unternehmen begleitete uns der Universalgelehrte Goethe über die Flüsse und Kanäle der Bretagne. Er taugt schließlich noch heute zum Vorbild, ein Generalist, der sich mit großer Ernsthaftigkeit den unterschiedlichsten Disziplinen verschrieb. Ich danke der Frankfurter Buchhändlerin für den guten Griff ins Regal, aber auch meiner Mutter, die mir das „Richtige“ an diesem Weihnachtsabend unter die spärlichen Tannenzweige gelegt hat. Der „Faust“ ist ein literarischer Geniestreich, doch das größte Genie war ohne Zweifel Goethe selbst. ■

* Rainer Holbe, 1940 in Böhmen geboren, ist Journalist, Buchautor und als Radio- und TV-Moderator u. a. bei RTL tätig gewesen. Er ist seit 1998 Mitarbeiter des Luxemburger Wort.



Der Italienreisende: Das berühmte Gemälde des jungen Goethe gehört zu den Preziosen der Frankfurter Gemäldegalerie Städel.